

Die Beiden und Florentin

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 41

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646799>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 41 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 14. Oktober 1922

Lebensfreude.

Von Oskar Kollbrunner.

Dreimal hoch das Leben! Der, dem's recht ist, schwinge
seinen Hut und falle ein —:

Dreimal hoch das Leben! Wer sein Knecht ist, soll's zum
Lobe seines Meisters sein.

Seine Knechte und doch frei geboren,
Unser eig'ner Herr bei seinen Toren —

Wer gerecht ist, muß das Leben und die Stunde weih'n.

Dreimal hoch die Liebe! Wer noch Mut hat, pflücke Rosen
und der jauchze mit —:

Dreimal hoch die Liebe, wer ihr Blut hat, wer da sehnte,
trotzte, siegte, litt.

In und über uns die hellen Brände!

Wärmt die Herzen und die kalten Hände,

Wer geruht hat ihr am Busen, wer zur Sonne ritt.

Dreimal hoch das Leben und die Liebe!

Der, dem's recht ist, schwinge seinen Hut und falle ein,

Dreimal hoch das Leben und die Liebe!

Wer ihr Knecht ist,

Soll es freudig bis an's Ende sein.

Die Beiden und Florentin.

Eine Skizze von Ernst Zahn.

1

Der Julitag war voll lastender Schwüle. Reglos, nicht in einem kleinsten Blatte bewegt, ragten die beiden vor dem Bauernhause stehenden alten Pappeln zum wolkenlosen und in seiner Bläue bremenden Himmel auf. Zwischen ihren dünnen Zweigen zitterte die heiße Luft, daß es aussah, als ginge der Baum in Flammen auf. Dasselbe heiße Zittern flog um das mächtige schwarze Schindeldach des Gutes „Seerüti“. Im Garten standen die Cynien hoch und in einer Orgie von Farben.

Frau Barbara Amstein, die durch die niedere Wohnstube nach der Schlafkammer hinüber wollte, bemerkte, daß an einem Fenster der Laden noch offen stand und die Sonne dort glühend auf Bank und Tisch quoll. Sie ging und zog das Holzbrett hoch. Ihr Blick fiel über das bunte Volk der Cynien hinunter auf die Wiesenhalde mit den Obstbäumen und den großen See, der in der Tiefe lag und in dessen Spiegel unzählige goldene Funken sprühten. Nirgends war Laut. Nirgends war Leben. So heiß es im Hause war, verglichen mit der Glut da draußen war es kühl.

Frau Barbara schauderte leise zusammen. Vielleicht war es ein Fieberschauer wie ihn übergroße Hitze verur- sacht, vielleicht war die Erregung schuld daran, die

in der Bäuerin Innerstem war und von der man doch in ihrem ruhigen, glatten, starken Gesicht nichts sah.

Die übergroße Stille der Außenwelt hatte im Hause ein atemloses Echo. Ich hätte einen der Leute hier behalten sollen, dachte Frau Barbara. Man weiß nie, wann man jemand braucht. Sie ging der Tür der Nebenstube zu.

Als sie diese Nacht auftrat, setzte das eigentümliche Gefühl von Angst oder Schmerz oder fast körperlicher Schwere, das in ihr war, einen Augenblick aus. Ihr Blick fiel auf das Bett, wo der Bauer, Florentin, ihr Mann, lag. Man sah seinen Kopf, hochgestirnt, von schwarzem, etwas krausem Haar umstanden, das Gesicht bleich, der schwarze Bart lag auf der weißen Decke, genau zwischen die Arme gebettet, die weit ausgestreckt mit braunen Händen und Gelenken aus den Ärmeln des weißen Hemdes schauten. Nur an den beiden Schläfen trug dieser Kopf weiße Stellen. Frau Barbara fand in diesem Augenblick, sie seien weißer, als sie noch in der vorigen Woche gewesen. Sie behielt aber die Klinke der Tür in der Hand und zog diese ganz langsam wieder zu. Der Kranke schlief. Er hatte lange nicht geschlafen, dachte Frau Barbara. Sie wollte ihn jetzt auf keinen Fall stören. Jetzt erinnerte sie sich auch, daß sie wissentlich alle Knechte und Mägde hatte weggehen las-

sen, weil es sie verlangt hatte, ganz allein mit Florentin zu sein. Ein unbewusstes, starkes, eigentümliches Verlangen! Benommen von einer Unsicherheit über sich selbst, beschwert überhaupt von hundert auf sie eindringenden Gedanken, schritt sie zur Fensterbank der Wohnstube und ließ sich da nieder. Der freie Augenblick, den der unerwartete Schlummer des Kranken ihr verschaffte, hätte zu allerlei liegen gebliebener Arbeit verwendet werden sollen, allein sie kam von ihren Gedanken, von diesem dumpfen Gang, über etwas in ihr glutendes und blutendes klar zu werden, nicht los. Sie lehnte den starken Rücken gegen das Fenster, legte die Hände auf die Knie und sah gerade vor sich hin. Die Stirn zog sie in wagrechte Falten, als schmerze sie sie. Dabei verschob sich der dünne Zopf, in dem sie ihr gelichtetes Haar fest, allzufest an den Kopf gesteckt hatte und sie griff mit den Händen darnach und brachte eine Nadel besser an. Wie schwarz und voll Florentins Haar im Gegensatz zu ihrem ganz grauen geblieben war, dachte sie dabei und knüpfte das schwarze Spizentuch, das sie über den Kopf gelegt trug, unterm Kinn neu zurecht.

Florentin Amstein war krank. Sehr krank, sagte der Arzt. Das Herz stand ihr still vor Schrecken, wenn sie an die Gefahr dachte, die des Doktors Gesicht ihr vertrat hatte. Fünfundzwanzig Jahre waren sie nun verheiratet, zwei Töchter waren ihnen schon weggezogen in eigenen Hausstand. Seit einem Jahr hausten sie und Florentin wieder allein, wie sie im Anfang ihrer Ehe allein gewesen. Glückliche Jahre! Florentin war nicht der erste beste. Rein äußerlich schon der stattlichsten einer! Von einer überlegenen Ruhe, mit der er die Dienstboten wie die ganzen Leute im weiten Umkreis in Respekt hielt, von einer Klugheit, die ihn die Dinge des Alltags ebenso scharf und klar beurteilen und entscheiden ließ, wie die Fragen des öffentlichen Lebens, zu denen er in mancher Amtswürde Stellung nehmen mußte. Ein liebevoller Vater! Allezeit gut gegen sie selbst! Nicht mehr so liebebegeistert vielleicht in den letzten Jahren wie damals, da die Herzen noch brannten, aber immer rücksichtsvoll, immer zartfühlend, immer ritterlich, fast wie ein vornehmer Herr. Sie wußte nicht, ob sie ihn mehr liebte oder mehr achtete! Er war ihr eine Art Herrgott geworden; aber sie ließ ihn nicht merken, wie viel sie über ihn nachdachte und wie sie ihn in ihrem stillsten Herzen anbetete, denn sie war keine weiche, vor allem keine ihre Gefühle verratende Frau. Undenkbar, daß sein Geschick sich je vom ihren löste! Er war nur drei Jahre älter als sie selbst; sie hatte sich unbewußt darauf eingerichtet, mit ihm zu leben und zu sterben.

Und jetzt war etwas da, was — wie eine dunkle, furchtbare Wetterwolke sich ihr vor die Augen schob. „Ich fürchte, er wird nicht durchkommen,“ hatte der Doktor gesagt.

Frau Barbara rückte auf der Bank. Es zog sie zu Florentin zurück. Aber dann scheute sie den Lärm, den die Tür machen würde. Sie wartete. Und sie grubelste weiter. Das war wohl schon die beginnende Krankheit gewesen, seine Zerstreutheit in den letzten Monaten! Auch die Ungleichheit seines Benehmens, bald gütiger denn je, bald unwirsch gegen alle im Hause und leicht erregt. Die Krankheit! Mein Gott — und der Arzt sagte: Er wird nicht — — durchkommen!

Die beiden Töchter waren gestern da gewesen. Sie wohnten auswärts. Sie hatten den Vater nicht bei Bestimmung gefunden der hohen Fieber wegen. Sie hätten heute da sein müssen. Heute war er ganz klaren Sinnes gewesen.

Frau Barbara hörte plötzlich ein Geräusch, als ginge eine Tür. Es wehte doch kein Wind! Es war doch niemand im Hause! Sie lauschte. Der Kranke regte sich noch immer nicht. Aber es war ihr, als höre sie im Flur einen schleichenden Schritt. Sie fürchtete sich nicht. Nur die lastende Stille machte ihr Herzklopfen. Sie stand auf, öffnete die Stubentür und fuhr mit einem kaum hörbaren Nechzen zurück. Dann lächelte sie trotz ihres schweren Herzens. Es war nur des Nachbarn kleine Rudla, die draußen stand, Florentins Pathenkind, die jeden Tag nach ihm fragen kam.

Die kleine Rudla war freilich nicht mehr klein, sondern ein erwachsenes Mädchen, mit Haar wie gelbglänzende Seide, haselrutenbiegsamem Körper und einem Gesicht, an welchem der liebe Gott seine Freude haben konnte. Aber Frau Barbara hatte bisher nicht darauf geachtet, daß jene schon den Zwanzigen rückte. Sie hatte so halb und halb zum Hause gehört, war in Tochterrechte nachgerückt und, ach Gott, Florentin hatte an ihr den Narren gefressen gehabt von klein auf und sie fast noch mehr verwöhnt als die eigenen Kinder. Auch Rudla hatte auf Florentin große Stücke gehalten, eigentlich mehr als auf ihr, Frau Barbara, selber. So wenigstens hatte sie es manchmal empfunden. Aber das war ja nicht wunderbar, da er der Pathe war.

„Wie geht es heute?“ fragte Rudla Zurbriggen leise.

Sie erschien Frau Barbara ungewöhnlich bleich. Sie hielt wie jeden Tag ein paar Blumen in der Hand. Die pflegte sie jeweilen Florentin aufs Bett zu legen, wenn sie einen Augenblick zu ihm hinein durfte. Die Hand zitterte heute. Ueberhaupt schien es, als müsse ihr jeden Augenblick schwach werden. Frau Barbara wußte aber nicht, daß der Doktor am Nachbarhaus vorbeigegangen und auf Befragen des Bauern gesagt hatte, mehr als ein paar Tage könne er Florentin Amstein nicht mehr geben.

„Er schläft,“ antwortete die Bäuerin Rudla. Eigentlich meinte sie, es habe keinen großen Zweck, daß das Mädchen herein komme, war auch bereit, ihr die Blumen abzunehmen.

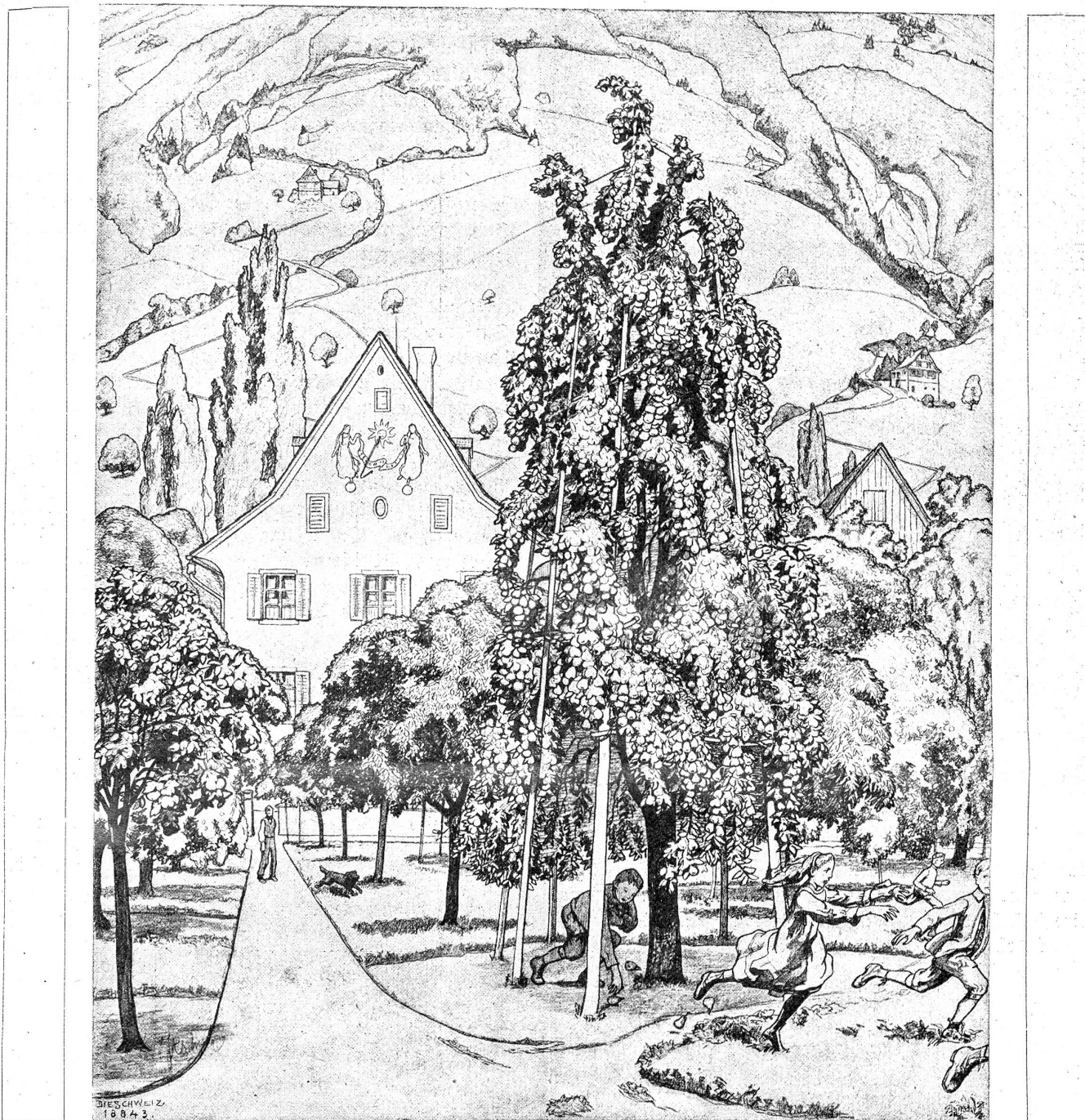
Aber Rudla trat in die Stube. Sie hatte ein zartes Rot im feinen Gesicht. Sie war im Herzen unendlich bedrängt. Sie spürte, was die Frau vor ihr dachte, fühlte es bis in die Fingerspitzen, aber sie konnte nicht anders. Sie mußte wieder hinein zu ihm, zu — zu dem, der sterben würde.

„Wir dürfen ihn nicht stören,“ sagte Frau Barbara im Flüsterton und schob Rudla gewohnheitsgemäß einen Stuhl hin.

Aber in diesem Augenblick klang aus der Krankenzstube die tiefe, etwas heißere Stimme des Bauern: „Rudla!“

Beide Frauen fuhren auf, als ob jemand mit Gewalt sie hochriss.

Aber Rudla zögerte sogleich; sie wußte, daß die andere das Erstrecht hatte, jener Stimme zu folgen.



Karl Itzner : Herbstlicher Obstgarten.

Frau Barbara ging der Name, den Florentin gerufen, oder der Klang dieses Namens ins Innere wie ein Stich. Das war nie gewesen. War nun der Gedanke von vorhin schuld daran, daß die Nachbarstochter nun erwachsen sei, oder der andere, daß sie so seltsam klettenhaft dablief, oder die plötzliche, blickähnliche Erwägung, daß Florentin am Ende gar nicht geschlafen habe, daß er nur nicht — mit ihr habe reden mögen?

„Komm,“ sagte sie indessen und ließ Rudla vor sich her in die Schlafkammer treten.

„Guten Tag, Pathe,“ sagte Rudla und legte wie stets die Blumen auf sein Bett, während er ihre Linke nahm, festhielt und antwortete: „Ich danke dir.“

„Wie geht es?“ fragte das Mädchen mechanisch weiter.

Der Kranke preßte ihre Hand in der seinen, aber auch sie drückte ihre schlanken Finger zusammen. Die Hände redeten. In Rudla stieg ein Schluchzen auf, das sie nur mühsam unterdrückte. Das Zittern der Lippen vermochte sie nicht zu verbergen.

Frau Barbara stand dabei und hörte diese schluchzen, das doch nicht zum Leben gelangt war. Oder vielleicht ahnte sie es nur, weil sie das befangene Fliegen an den Lippen sah.

Florentin war dem Gaste noch die Antwort auf ihre Frage schuldig. Aber er gab sie zuerst nur mit den Augen, die er groß auf Rudla richtete und in denen das Fieber,



Aus dem Engadin. Märchen und Schwänke erzählt von Gian Baudi.
Bilder von Hans Eggimann. (Verlag A. Srancke, Bern.)

das ihn verzehrte, brannte. Es war etwas in diesem Blick, was nicht nur von körperlicher Krankheit zeugte, sondern eine seelische Qual verriet, die heißer als das Fieber war.

Merkwürdig, dachte Frau Barbara. War er nicht mehr ganz bei sich selbst?

Jetzt sprach Florentin: „Gut geht es nicht. Was soll ich dich anlügen?“

Er stemmte den einen Ellbogen aufs Kissen und richtete sich damit auf.

„Bleib liegen,“ sagte Frau Barbara.

Aber nun saß er schon aufrecht und zeigte seine breiten Schultern, die kräftige Brust, den Tellentopf. Sein Gesicht sah aus wie der Tod und der Bart wie ein tief-schwarzes Trauertuch. Aber die Stirne, auf der ein kalter Schweiß zu perlen begann, war etwas vorgebeugt, als müßte der Bauer damit durch eine Wand stoßen. Florentin Legtes, Tiefstes und Verborgenes bäumte sich in diesem Augenblick auf. Stunden-, nein tagelang schon hatte es in ihm gebrodelt, wie ein See an seinem verborgenen jähen Abfluß kocht. Und nun kam alles an die Oberfläche, was er zusammengrübelt und sich und andern schuldig geworden glaubte, in diesen Minuten der nahenden Entscheidung. „Jetzt muß Wahrheit sein,“ fuhr er mit einer Stimme fort, die die Mühseligkeit verriet, mit welcher er die Worte aus sich selbst wie aus einem tiefen Brunnen heraufholen mußte.

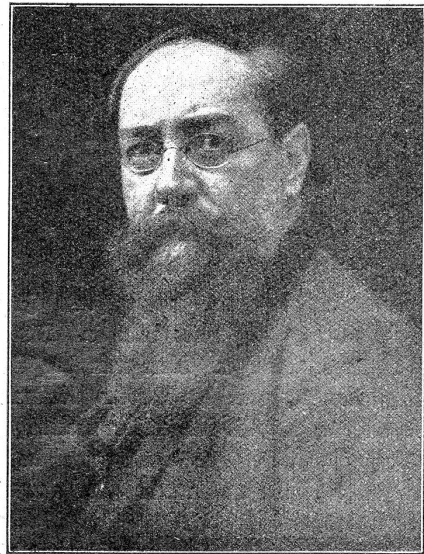
Frau Barbara wehrte nicht mehr ab. Ihr Herz begann nur in Furcht vor dem Kommenden zu hämmern.

Rudlas Atem stockte. Sie war jung und sie fühlte vor allem nur, daß Florentin Amstein am Tode war. Etwas anderes konnte sie nicht denken.

Florentin hielt noch immer ihre Hand. „Laß die Rudla hier,“ sagte er jetzt mit einem bitteren und strengen Ernste zu seiner Frau. Er wußte, daß er ihr jetzt ein Messer ins Herz stoßen mußte; aber er konnte nicht anders. Und er war bereit, mit seinem Leben dafür zu zahlen. Alle Schranken fielen. Er selber litt Marter. Nun fuhr er fort: „Es ist noch manches zu sagen und wenig Zeit. — Sag' den Gemeinderäten, Frau, daß sie den Schulhausbau wagen, aber mit der alten Kirche sich noch begnügen. — Holz sollen sie schlagen. Das bringt Geld, aber das Wiederaufforsten mögen sie nicht vergessen. Die Kinder sollen nicht unsere Schulden bezahlen. Auch die neue Wasserversorgung muß ehestens her. Man hört jede Woche von einem neuen Dorfbrand. — Das für die Gemeinde! — Und jetzt zu dir und mir. — Ich bin dir untreu, Frau. Und ich bin es doch nicht. Ich bin dir im Herzen vielleicht nicht mehr der, der ich dir an unserem Hochzeitstage war. Aber ich habe durch viele Jahre gelernt, in dir das Beste, Lauterste zu sehen, was einem das Leben geben kann. Ich weiß nicht mehr recht, wie die Barbara vor zwanzig Jahren ausah, aber ich weiß einen Kameraden, einen guten Geist im Hause — alle Hochachtung vor dir, Frau. Du hast mir nie anderes als Gutes getan.“ (Schluß folgt.)

Hans Eggimann.

Dieser Tage begeht Hans Eggimann, den Bern als einen seiner bedeutendsten und namhaftesten Künstler beanspruchen kann, seinen 50. Geburtstag. Trotzdem seine Kunst ferne jeder Moderichtung und jedweder Konzession an das Publikum die Wege geht, die Individualität und



Hans Eggimann.

Neigung ihr vorschreiben, sind doch die vielen Kunstblätter, die Hans Eggimann schuf, in der Schweiz, besonders aber im Ausland, derart in die Allgemeinheit gedrungen, daß